

Weltwoche März 2003

Die Schweizer Schule diskriminiert

In keinem Industrieland haben Kinder aus unteren Schichten so schlechte Chancen wie in der Schweiz. Dies zeigt eine neue Auswertung der Pisa-Studie.

Von Stefan C. Wolter und Maja Coradi Vellacott

Bildung ist in unserer Gesellschaft ein entscheidendes Gut. Bildung bestimmt weitgehend, welches Einkommen wir einmal beziehen können, welchen sozialen Status wir erreichen und vieles mehr. Daher ist es klar, dass sich Eltern für den schulischen Erfolg ihrer Kinder einsetzen und diesen wo immer möglich zu fördern trachten.

In einem gewissen Ausmass profitiert auch das Bildungswesen selbst vom Engagement der Eltern, da es das ohnehin in argen Budgetschwierigkeiten steckende Schulwesen von einigen Betreuungs- und Fördermassnahmen entlastet. Vor diesem Hintergrund hat niemand grundsätzlich etwas gegen einen Einfluss elterlicher Zuwendung und elterlichen Engagements auf die schulische Leistung der eigenen Kinder einzuwenden. Anders sieht die Beurteilung aber aus, wenn der schulische Erfolg von Kindern nur noch oder in einem sehr erheblichen Mass vom Einfluss und Engagement der Eltern abhängt. Dann ist ein elementares Gebot in unserer demokratischen Gesellschaft verletzt, nämlich jenes der gleichen Startchancen für alle.

OECD warnt, aber niemanden stört's

Ein zu starker Einfluss der sozialen Herkunft auf die eigene schulische Leistung führt zu einer Perpetuierung sozialer Unterschiede in der Bildung, des sozialen Status und der Einkommensunterschiede über Generationen hinweg. Über die soziale Wirkung der Schweizer Volksschule gibt es seit einiger

Zeit genug Forschungsergebnisse, die uns hätten wachrütteln müssen. Unabhängig und in unterschiedlichsten Bezugsrahmen wurde immer wieder belegt, wie erschreckend gross das Mass an Stabilität in den sozialen Unterschieden hierzulande ist. Die OECD wurde nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, dass die Wahrscheinlichkeit für ein Kind aus einem Nicht-Akademiker-Elternhaus, ein universitäres Studium zu machen, in der Schweiz so tief sei wie in praktisch keinem anderen industrialisierten Land. Trotzdem schienen die Befunde wenige zu beunruhigen oder niemanden so weit zu beeindrucken, dass darüber ein wirklicher politischer und gesellschaftlicher Diskurs geführt worden wäre.

Hauptsächlich mit zwei Argumenten wurden Ansätze zu Diskussionen jeweils im Keime erstickt. Einerseits wurde vorgebracht, dass halt ein gewisses Mass an sozialer Ungleichheit nicht zu vermeiden sei. Andererseits wurde man nicht müde, auf die Gefahren der sozialen Gleichmacherei hinzuweisen, die in einer Nivellierung der Leistungen auf dem Mittelmass enden würde. So beklagte man in den letzten zehn Jahren weit mehr das Fehlen durchschlagender Programme zur Förderung hochbegabter Kinder als etwa das bedrohlich steigende Ausmass an funktionalem Analphabetismus bei immer mehr Schulabgängern. Insgesamt gefiel sich die Schweiz selbst in der Rolle einer gleichen und sozial gerechten Gesellschaft mit Vorbildcharakter – und dann kam Pisa. So wie bei unserem nördlichen Nachbarn der Glaube an die Qualität des eigenen Bildungswesens einen regelrechten Pisa-Schock erlitten hat, so müssten eigentlich die Pisa-Ergebnisse bei uns auch den Mythos des sozial gerechten und ausgleichenden Bildungswesens zerstören. Dies würden vor allem die Detailauswertungen der OECD-Daten nahe legen.

Bei den Lesekompetenzen der fünfzehnjährigen Schüler (Pisa) rangiert die Schweiz bezüglich der Leistungen im Mittelfeld der getesteten Länder; allerdings gehört die Schweiz eindeutig zu jenen Staaten, die an einer stark sozial abhängigen Leistungsvariation leiden. So besteht in der Schweiz zwischen Schülern, deren Eltern entweder aus dem obersten oder

untersten Viertel des sozialen Status (gemessen am Beruf der Eltern) stammen, eine Kompetenzlücke von mehr als 100 Punkten, dies bei einer Durchschnittskompetenz von 500 Punkten. Die Unterschiede zwischen Schülern aus unterschiedlichem sozialem Milieu sind denn auch das bedenklichste Resultat aus nationaler Perspektive. Der Abstand der Schweiz zu Finnland, in der Pisa-Rangliste auf Platz 1, ist nur halb so gross wie der Unterschied zwischen Schülern aus dem «obersten» und dem «untersten» sozialen Milieu.

Späte Einschulung, frühe Selektion

Zwar gibt es in fast jedem Land einen Einfluss der sozialen Herkunft auf die schulischen Leistungen, auch in Finnland, nur ist dieser Einfluss in keinem Land so gross wie in der Schweiz. Warum? Eine Auswertung der Pisa-Ergebnisse zeigt:

- Der Einfluss ist in jenen Ländern signifikant höher, in denen eine erste schulische Selektion früh stattfindet.
- Es kommt auf den Anteil Schüler an, die nicht in ihrer Muttersprache unterrichtet werden.
- Es kommt auch auf die finanziellen Mittel an, die für die Schule ausgegeben werden.

Nur der dritte Punkt spricht für die Schweiz: Allerdings wird der finanzielle Vorteil durch die beiden ersten Punkte überkompensiert. Bekanntlich ist der Anteil von nicht muttersprachigen Schülern international gesehen deutlich höher. Die Schweiz, insbesondere die Deutschschweiz, kennt zudem eine frühe schulische Erstselektion in ein hierarchisch aufgebautes Schulwesen. Damit ist noch nichts darüber gesagt, warum eine frühe schulische Selektion den sozialen Einfluss erhöhen sollte. Grundsätzlich kann man sich auch eine Selektion nach Leistungen vorstellen, die den sozialen Einfluss auf die schulischen Leistungen nicht tangieren würde.

Die Schweiz, ein schulischer Sonderfall

Für den Fall der Schweiz zeigen nun aber die Pisa-Daten und andere Forschungsarbeiten: Die soziale Herkunft wirkt vor allem deshalb so stark, weil der Schuleintritt im internationalen Vergleich sehr spät einsetzt. Diese unterschiedlichen Startbedingungen können anschliessend während der kurzen ersten Schulzeit kaum mehr korrigiert werden. Im Zeitpunkt der ersten Selektion, die im internationalen Vergleich sehr früh einsetzt, weisen die Kinder aus gehobener sozialer Schicht mehrheitlich bessere Kompetenzen auf. Also erscheint eine Zuweisung in eine höhere Schulstufe allein aufgrund des Kompetenzvorsprungs gerechtfertigt. Nun lässt sich aber anhand der Pisa-Daten eindeutig zeigen, dass selbst bei Kindern gleicher Lesekompetenz die Wahrscheinlichkeit, einer höheren Schulstufe zugewiesen zu werden, nochmals signifikant von der sozialen Herkunft abhängt.

Hinter diesem Ergebnis steckt politischer Zündstoff: Denn hier ist ein klarer Beleg für eine Diskrimination von Schülern aus sozial schlechter gestellten Elternhäusern bei der schulischen Selektion. Es gibt verschiedene Erklärungsmöglichkeiten für diese ungerechte Zuweisung der Schüler zu den einzelnen Schulstufen, die wir in ihrem Erklärungsgehalt nicht anhand der Pisa-Daten zu untersuchen vermögen. Allerdings liegt es auf der Hand, dass die Organisation unseres Schulsystems daran mitbeteiligt ist: Entscheiden bei der Selektion die abgehenden Schulen zusammen mit den Eltern, ist die Gefahr der Diskriminierung deutlich höher. Die Schweiz stellt nämlich im internationalen Vergleich auch hier einen Sonderfall dar, ist es doch in der ganzen übrigen entwickelten Welt die Regel, dass die aufnehmende Schule beim Selektionsentscheid die Federführung innehat. Das macht den Entscheid in der Regel «objektiver». Selbst wenn die Schweiz an der frühen Selektion der Schüler in unterschiedliche Schulstufen festhalten will, sind also die Selektionsverfahren einer gründlichen Überprüfung hinsichtlich ihrer sozialen Neutralität hin zu unterziehen.

Nicht einfach ist die Frage zu beantworten, warum der hohe Anteil von Schülern, die nicht in ihrer Muttersprache

unterrichtet werden, den Einfluss der sozialen Herkunft signifikant verstärken. Der nackte Anteil der Migranten als solcher vermag die durchschnittlichen Kompetenzunterschiede zwischen den getesteten Ländern in der Pisa-Rangliste nämlich nicht zu erklären. Wir beschränken uns hier auf eine Beobachtung, die sich aufgrund der Pisa-Untersuchung machen lässt: Wir untersuchten die durchschnittlichen Leistungen der Schüler in Schulen mit unterschiedlichen Anteilen an fremdsprachigen Kindern und berücksichtigten dabei die unterschiedliche soziale Herkunft wie auch die Schulstufe, auf der die Jugendlichen unterrichtet werden. Es zeigte sich, dass mit steigenden Anteilen an fremdsprachigen Jugendlichen in der Schule die durchschnittliche Leistung der Schule signifikant fällt. Beträgt der Anteil der fremdsprachigen Schüler aber weniger als dreissig Prozent, dann lassen sich keine negativen Effekte im Vergleich zu Schulen mit wenig bis gar keinen fremdsprachigen Schülern ausmachen.

Sozial brisant, wirtschaftlich bedenklich

Mit den uns zur Verfügung stehenden Daten sind wir nicht in der Lage, dieses Ergebnis abschliessend zu erklären. Zwei Interpretationen drängen sich aber auf: Erstens wird offensichtlich, dass unter der Annahme, dass viele Eltern die Ergebnisse bewusst oder unbewusst antizipieren, dadurch eine soziale Entmischung in den Schulen begünstigen. Das führt dazu, dass sich auf der einen Seite die Schüler aus gutem sozialem Umfeld gruppieren – und sich die andern Schüler in so genannten Restschulen konzentrieren. Auch wenn unser Schulsystem keine eigentliche Schulwahl kennt, findet eine solche effektiv statt: über die bewusste Wohnortwahl. Wahrscheinlich ist die damit verbundene soziale Entmischung sogar noch weit stärker als bei einer freien Schulwahl. Somit finden sich viele fremdsprachige Kinder in Schulen wieder, die durch multiple Benachteiligungen gekennzeichnet sind, da sie weniger Zuwendungen der öffentlichen Hand erhalten (ärmere Gemeinden), häufig weniger engagierte Lehrkräfte haben (kein attraktiver Arbeitsort), es an Schülern mit Vorbildcharakter fehlt und schliesslich auch die Eltern in diesen Schulen weniger

engagiert sind als anderswo. Ein hoher Anteil an fremdsprachigen Kindern führt in einem Land ohne Gegenmassnahmen dazu, dass sich die Entmischung der Schulen beschleunigt, und weil die Schulen am schlechten Ende des Leistungsspektrums dadurch noch schlechter werden, lässt sich im Nachhinein feststellen, dass die sozial abhängigen Leistungsunterschiede zwischen den Schülern grösser geworden sind.

Zweitens führt erst das Überschreiten eines gewissen Schwellenwertes an fremdsprachigen Schülern pro Schule (30 Prozent) zu negativen Ergebnissen. Das erklärt auch den Umstand, warum Länder mit einem sehr geringen Anteil von Migranten wie zum Beispiel Finnland überhaupt keine oder vernachlässigbar kleine negative Einflüsse der Migration auf die schulischen Leistungen aufweisen. Die Schweiz kann das Rad der Migration zwar nicht zurückdrehen. Die Resultate sollten jedoch zumindest das Bewusstsein stärken, dass sich die soziale Spaltung unserer Gesellschaft ohne wirkungsvolle Gegenmassnahmen laufend verstärkt.

Die ungerechte Verteilung von Chancen in unseren Schweizer Schulen ist (so belegt es Pisa) ein weit brennenderes und grösseres Problem, als sich die Öffentlichkeit lange eingestehen wollte. Die Konsequenzen sind einerseits sozialer Natur, sie fördern latente Spannungen in der Gesellschaft und stellen in extremis das Funktionieren einer freien, demokratischen Gesellschaft in Frage. Nicht zu übersehen sind aber auch die wirtschaftlichen Nachteile dieser sozialen Ungleichheit: Die Schweiz leistet sich den Luxus, das Potenzial des vorhandenen Humankapitals nicht voll auszuschöpfen. Werden Schüler allein aufgrund ihrer sozialen Herkunft nicht gleich gefördert wie andere, entgehen uns die wichtigsten Chancen für eine bessere Zukunft.

Die junge französische Erste Republik war einst stolz darauf, dass die Gleichheit der Chancen für alle Bürger sich dadurch ausdrückte, dass jeder Soldat den Marschallstab im Tornister hatte. Zweihundert Jahre später wäre es schön, wenn wir von

unserem Bildungssystem sagen könnten, dass jeder Schüler den Doktorhut im Schulranzen tragen würde.

Stefan Wolter ist Direktor, Maja Coradi Vellacott wissenschaftliche Mitarbeiterin der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung in Aarau. Im Auftrag der Steering-Gruppe PISA.CH arbeiten die beiden an einer Feinauswertung der Pisa-Studie 2000. In diesem Artikel äussern sie ihre persönliche Meinung.